

(Nachdruck verboten.)

Was ist Ruhm?

13]

Roman von Max Kreher.

Kempen hatte sich mit dem Raubtierwärter gut befreundet, der nicht nur Modellierbock und unterbrochene Arbeit aufhob, sondern ihm auch sonst gefällig war, sobald es sich einmal darum handelte, die Tiere aus ihrer Trägheit aufzurütteln. Bei der Morgenfütterung, wenn die Bestien Blut witterten, tat er dem Künstler den Gefallen, sie mit dem Fetten Fleisch ein wenig zu reizen, bis in den kleinen Katzenaugen die ganze Grausamkeit erwachte und der große Kubier sich gegen die Eisenfläbe häumte, Krallen und Hauer zum Fütterer gewandt. Auch in diesem Winter noch nahm Kempen die Gänge wieder nach dem langen, schmalen Raum des Raubtierhauses auf, wo mit der Wärme der Heizung sich jene scharfe Ausdünstung wilder Tiere mischte, die so unangenehm in die Nase sticht und die man doch mit einer gewissen Behaglichkeit wie etwas Seltenes einzieht, ungefähr wie die Gerüche einer fremden, feindlichen Welt, vor deren Gefahren man sich sicher weiß.

Das Ergebnis all dieser Studien war ein ganzes Skizzenbuch voll rasch hingeworfener Zeichnungen, waren Augenblicksaufnahmen und eine Unmenge Tonskizzen: Köpfe, Kumpfteile und Gliedmaßen — willkürliche Abgeriffenheiten eines großen Körpers in den verschiedensten Bewegungen, deren Verwertung der Däe kaum begriff, die Kempen jedoch mit einer gewissen Nüchternheit allmählich nach Hause trug, ungefähr wie ein liebender Vater die verirrtten, mit Mühe aufgefundenen Kindlein, die seinem besorgten Herzen erst Ruhe geben, wenn sie alle beisammen sind.

Der Kerl fehlte noch, der Kämpfer, dem man auch in ruhiger Haltung den Athleten ansehen konnte. Aber Kempen entdeckte ihn eines Tages in einem Reservisten, der im Herbst vom Militär entlassen worden war und noch keine richtige Beschäftigung hatte erlangen können. Klopsch, der Krüppel, der ein paarmal im Atelier aufgetaucht war, um nach seinem warmen Plätzchen auszuweichen, hatte Kempen darauf gebracht. Er wisse da einen Menschen, der augenblicklich Hungerpfoten sauge und seine Schlafstelle nicht bezahlen könne, trotzdem er ein paar Muskeln habe, auf denen er einen halben Zentner tanzen lassen könnte, wenn dies Geschäft nicht auch schon so herunter wäre. Er möchte auch etwas höher hinauf, womöglich „mang die Kunst, wo es immer wat zu sehen“ gäbe. Wenn die Herren ihn nur während des Winters behielten, zum Frühjahr würde er wieder in sein „Kaff“ gehen, zum Alten, der eine Käte da um Rübben habe.

Kempen ließ Anton Sörgel kommen und behielt ihn, einen hübsch gewachsenen Burschen mit offenem Gesicht und braunem Schmalzhaar, der sich während seines Drills bei den Alexandern Schliff angeeignet hatte und bei jeder Gelegenheit lächelte, auch dann, sobald gar keine Veranlassung dazu vorlag. Man fütterte ihn durch und ließ ihn sein Bett bei dem Kutscher im Vorderhaus aufschlagen, weil man ihn zugleich als Faktotum anstellen wollte. In aller Frühe kam er, machte Feuer, brachte das Atelier in Ordnung und stand dann Modell; und als er eines Tages sein Kochtalent bewies, nutzte man das aus Billigkeitsgründen aus und ließ ihn Suppenfleisch aufsetzen und gehörig schmurgeln, sobald man hin und wieder das Bedürfnis fühlte, den „Kneipenfraß“, wie Kempen sich ausdrückte, durch eine solide Hausmannskost zu ersetzen.

Die Künstler sind ein eigenes Völkchen, das, wenn es einmal im Arbeitsmittel steckt, sich der größten Bequemlichkeit hingibt und mit dem Bescheidensten vorlieb nimmt, nur um die Stunden ausnutzen zu können. Die Tage wurden jetzt wieder länger; man hielt es also mit dem leeren Magen bis zum Abend nicht aus. Dem zähen Kempen behagte diese neue Wirtschaftsordnung. Lorenzen jedoch fiel bald davon ab, denn seitdem er nicht mehr zu sorgen brauchte, war ihm ein neues Lebenslicht aufgegangen. Die Monatskäte kam in einem Scheck an, den er selbst einzulösen ging. Fast jedesmal brachte er dann allerlei Lederbissen mit, woran sich

seine Zunge mit der Zeit gewöhnte. An einem ersten tauchte er mit eleganten Lackstiefeln auf, die er sich gleich im Geschäft angezogen hatte; bunte Krawatten flogen auf den Tisch, dazu neue Gledhandschuhe. Und als er den Rock auseinanderklappte, flopfte er auf eine punktierte Seidenweste, mit der er sich in einem Sportladen sofort geschmückt hatte. Er fing an, sich zu modernisieren, einen Stuch ins Gigerhaffe zu bekommen, worüber er sich selbst früher lustig gemacht hatte und was der trockene Hamburger ganz besonders haßte.

Kempen hatte viel Ursache zu knurren und gelegentlich seine Anzüglichkeiten an den Mann zu bringen; schließlich aber fraß er alles in sich hinein mit der Zurückgekehrtigkeit des besonnenen Mannes, der dem Nächsten um so mehr alles gönnt, weil er das Glück ins Haus gebracht hat. Am Ende waren das auch unschuldige Dinge, die kein Vermögen verschlangen, höchstens nur zur unrechten Zeit sich zeigten.

Lorenzen, der das alles von der leichten Seite auffaßte, hatte immer dasselbe Wort bereit: „Ja, Herrmann, das seh ich doch gar nicht ein, daß wir jetzt nicht mal 'n bißchen prou'n sollen. Wir müssen doch endlich aus dem Zigeuner raus, nun, wo es so weit ist.“ Und dann kam der ewige Salin von dem „repräsentieren müssen“, der ihm sehr geläufig geworden war. Trotzdem überließ er nach wie vor die Käte Kempen, der jetzt jedes Geldstück dreimal umdrehte und keine Neigung zeigte, in dieselben Fußtapfen zu treten, weil ja, wie er bißig bemerkte, eine seidene Weste schon genug für beide sei.

Als Lorenzen dann an einem Geldtag erst spät am Abend nach Hause kam, weil er Grete Schlemmer getroffen und sich mit ihr vergnügte Stunden beim feurigen Wein bereitet hatte (was er dem Freunde wohlweislich verschwiegen), hielt es Kempen für besser, von jetzt ab den Weg zur Bank mitzumachen unter der Ausrede, er möchte auch einmal gut essen, wodurch er aber aus dem Regen in die Traufe kam, denn Lorenzen nahm ihn beim Wort und setzte den Kellner derartig in Bewegung, daß die Sache nicht billiger wurde.

Auch sonst ließ sich Lorenzen manchmal einen kleinen Verrat an der Freundschaft zuschulden kommen, was dann Kempen in seiner komisch wirkenden Art sehr niederträchtig fand. Waren die ersten üppigen Tage im Monat vorüber, dann durfte Kempen wieder den Allmächtigen spielen, der erst nach Ach und Weh mit der notwendigen Groschen hervorrückte. Der Blonde jedoch lehrte sich nicht daran, denn er hatte seine Hilfsquellen. Manchmal, wenn die Prüße im Atelier zu lang geraten war, verschwand er plötzlich unter dem Vorgeben, zum Barbier zu wollen. Dieser Gang dauerte dann aber regelmäßig so lange, daß Kempen Ursache hatte, Verdacht zu schöpfen, was sich denn auch später mit Schrecken bestätigte. Lorenzen ging dann jedesmal in ein nahe Restaurant, wo es Wiener Küche gab, und aß sich dort erst gründlich satt, wobei er dann zum Schluß in Apfelstreusel mit Schlaglöhne oder in Torten schleuderte, wofür er immer einen empfänglichen Gaumen gehabt hatte. Regelmäßig punctete er dazu den biedereren Sörgel an, der sein Modellgeld auf die hohe Kante legte, weil er ebenso knauserig wie Kempen war, aber mehr für den lustigen Lorenzen übrig hatte, der ihm stets heimlich alles reichlich verzinst.

Das Schönste dabei war, daß Kempen sich dagegen nicht wehren konnte! denn erstens brauchte er diesen patenten Kerl, und zweitens durfte er durch ein strenges Verbot der außerordentlichen Darlehen den Freund nicht bloßstellen. So faßte er also in die Tasche und beschränkte sich nur darauf, dem Faktotum eine kleine Standrede zu halten und zu Lorenzen den Wunsch zu äußern, er möchte sich doch nächstens an ihn wenden, worüber aber dieser sowohl wie der „schöne Anton“ mit der nötigen Zurückhaltung lachten. Sörgel, der seinen ihm von der Schlemmer beigelegten Spitznamen nicht ohne eine gewisse Eitelkeit trug, vergaß bei dieser Art Heiterkeit niemals, zu dem Stück Spiegelscherben zu greifen, das verwaist auf einem Wandbrettchen lehnte und das er zehnmal am Tage zu Hilfe nahm, um sich von dem Vorhandensein seines erst spät keimenden Schnurrbärtchens zu überzeugen.

Derartige kleine Plänkelleien zwischen den Freunden, die fast zum Tagesbedürfnis geworden waren, hatten aber nie-

mal's ernste Folgen. Kempen und Lorenzen waren eben zwei Gegenätze, die sich mit Notwendigkeit anziehen mußten, weil die Stärke des einen der Schwäche des andern zur Ergänzung bedurfte. Jeder war für sich ein ganzer Kerl, und weil sie das gegenseitig zur Genüge erprobt hatten, kamen sie vortrefflich zusammen aus.

Eine andere Welt hätte sich hineindrängen müssen, mit neuen Erscheinungen, mit anderen Gesetzen, um die ihrige aus der gewohnten Bahn zu bringen. Aber an dieses Wunder glaubten sie beide nicht.

7.

Der Februar begann für die beiden Künstler mit einem sogenannten verrückten Tag, an dem alles drunter und drüber ging und an ein ernstes Schaffen nicht zu denken war. Gleich am frühen Morgen hatte Kempen eine kleine weiche Konstudie fallen lassen; dann war Klopsch ausabgeblieben, dessen er wieder zum lebensgroßen Modell bedurfte. Der Stelzbeinige hatte auf einer Postkarte in wunderbaren Gebirgsgipfelformen mitgeteilt, daß er noch eine eintägige Gast wegen seines Straßenhandels abzumachen habe, da er die Strafe nicht bezahlen wolle.

Schließlich, gegen zwölf Uhr, waren mit einem großen Gallo die alten Freunde angerückt, die endlich diese stille „Verbrecherkolonie“, wie Blaufert meinte, ausgekundschaftet hatten, und zwar in Folge Lorenzens großer Sehnsucht nach dem übermütigen Rusche. Zwei Abende vorher hatte der Musiker darum gebeten, ihm sein Klavier auf einige Monate aufzuheben, da er nach Italien wolle und seine Bude bereits aufgegeben habe. Sein silziger Vater ein Fabrikant in einer Provinzstadt, war dazu endlich von ihm breitgeschlagen worden unter dem Vorgeben, der „akute Katarrh“ des Soffnungsollens könne auf Rat des Arztes nur im Süden ganz verschwinden.

Kempen hatte darunter sofort eine Art Verschwörung Lorenzens gewittert und sich auch nicht getäuscht; nun aber, da er die ausgelassene Gesellschaft wieder sah, empfand er selbst Freude an ihr, denn jeder Kunstzigeuner brachte seine eigene Weltanschauung mit, die doch schließlich in derselben schönen Idee wurzelte, der sie alle nachgingen. Zwar hatte er zuerst viel auszuhalten, denn Lorenzen spielte wie gewöhnlich den Unschuldigen und tat so, als hätte er gegen diese Einkapselung nichts ausrichten können. Um so mehr fiel man über Kempen her, den man als Geizkragen kannte, und dem man nun den Vorwurf machte, er habe sich um die Einweihung des Ateliers drücken wollen. Fortwährend dachte er daran, daß er nun doch wohl ins Portemonnaie werde greifen müssen, um etwas Außergewöhnliches zu schmeißen; denn diese vier Kumpans hatten bereits längst von irgendeinem „großen Ereignis“ etwas läuten gehört, ohne dem Glodenklang nachspüren zu können, witterten aber nun jetzt, da sie von den Aufträgen vernahmen, einen „inländischen Kalifornier“, dessen Adresse sie wissen wollten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kampf gegen die Warenhäuser.

(Im Privatzimmer des Herausgebers der „Wahrheit“. Ein großes Repostorium mit Perionalatten. An den Wänden ein Bild des Polizeirats Henniger mit eigenhändiger Widmung, ferner Papptafeln mit Inschriften, wie: „Mit Gott für König und Vaterland“, „Juden raus — mit die Moneten“, „Feste Preise“. Man sieht dem Zimmer an, daß sich gerichtsnotorisch kein Revolver in ihm befindet.)

I.

Bruhn: Wir müssen wieder etwas gegen den Krebschaden der Warenhäuser bringen. Der solide, lehrdeutsche Mittelstand verlangt das von uns. Also knöden Sie sich in der nächsten Nummer Bertheim vor. Die Teeftube ist der reine Fleischmarkt. Hat Frau Wolf Bertheim nicht ein Verhältnis gehabt — (nachsinneend) mit dem Hauptmann von Köpenick oder (er spuckt aus) mit dem Juden Heinrich Heime?

Der Redaktionsakquisiteur: Der ist doch längst tot. Bruhn: Sie wollen immer alles besser wissen. Gehen Sie, schreiben Sie. Dide, große Uberschriften... „Teehaus Bertheim“... Nein, das versteht der nationale Mann nicht. Er weiß nicht, was ein Teehaus ist. Schreiben Sie also drüber: „Bertheims Teehebruchstube“. Großartiger Witz, das wird ziehen!

Der Redaktionsakquisiteur: Es wird ein Bombenartikel werden. Die Kerle werden brüllen.

II.

Bruhn: Ist noch niemand von Bertheims dagewesen? Kein Inserat? Kein Brief? Nicht einmal was vom Rechtsanwalt? Es sind doch schon acht Tage seit dem Artikel.

Der Redaktionsakquisiteur: Bertheims haben sich nicht gerührt. Keine Maus.

Bruhn (wütend): Ja, denken die Leute denn, daß wir umsonst Reklame für sie machen. Stellen Sie sofort die Angriffe gegen Bertheims ein. Kein Wort mehr über diese echt jüdisch didelische Firma!

Der Redaktionsakquisiteur: Aber was nun? Der Mittelstand erwartet, daß die „Wahrheit“ ihre Pflicht tut.

Bruhn (entschlossen): Gehen wir zu Tieg über. Im Teppichlager schäferstündigt man und akquiriert Geschlechtskrankheiten. Schreiben Sie: Jede deutsche Frau und jedes deutsche Mädchen läuft Gefahr, bei Tieg mit der Ramschware zugleich die Lues einzuhandeln.

Der Redaktionsakquisiteur: Tieg wird ungemütlich werden, er wird klagen. Das kann Geld kosten.

Bruhn: Ach was, an mich traut sich niemand ran. Die Polizei ist für mich. Da lesen Sie, Feigling, was erst gestern Henniger an mich geschrieben hat. (Reicht ihm einen Brief.)

Der Redaktionsakquisiteur (liest): „Ich kann Ihnen aus vollster Ueberzeugung versichern, daß Sie den einzig richtigen Weg eingeschlagen haben, um der Umsturzpresse einen Damm entgegenzusetzen. Nur so können wir nationale Gefühle erhalten, die Monarchie schützen, die Autorität wahren, Religion und Sittlichkeit hochhalten gegen die allesverdringenden, subversiven Mächte, wenn wir unser armes, verführtes Volk mit gesunder vaterländischer und christlicher, geistiger Kost nähren. Wenn es sich mit den Lebemännern in den Nachtlokalen beschäftigt, wenn es Israels Söhnen bis in die geheimsten Vertirungen folgt, wenn es durch Sie die Ueberzeugung gewinnt, daß es wichtiger ist, zu wissen, mit welchem Dragoner die Kommerzienträtin Samuelsohn ins Absteigequartier geht, als Reichstagsverhandlungen zu lesen und sonst politisch zu schmühen, dann kann die rote Bande ihr Geschäft aufsteden. So ist es denn Ihr Verdienst, teurer Herr Bruhn, daß Sie in unserem Volke wieder das Bewußtsein für die ewigen, unvergänglichen, idealen Güter wecken. Mit christlichem, treudeutschem Polizeigruß Ihr...“ (Senfzend): Na, dann ist ja alles in Ordnung. Ich werde über Tiegens Teppichlues schreiben.

III.

Bruhn (bergrämt): Eine schöne Bescherung. Habe ich Ihnen nicht immer gesagt, daß Sie mit Ihrem Klugeidich mich noch ins Unglück stürzen werden! Jetzt muß ich für jeden Angriff auf Tieg 1000 M. blechen. Kein Inserat, aber einen Braumen zahlen, das ist ein Geschäft. Einmal habe ich's gewagt, nie wieder. Der Jude hat mir wirklich die 1000 M. abgepreßt — Schlod bleibt Schlod.

Der Redaktionsakquisiteur: Mir schwant, Herr Bruhn, wir müssen den Kampf gegen die Warenhäuser aufsteden. Er kommt uns zu teuer.

Bruhn (düster): Wahrhaftig, die einen Schufte ignorieren uns, die andern klagen, und niemand inseriert. Da möchte der Teufel den Mittelstand retten. Aber wir geben den großen Kampf so leicht nicht auf. Koch bleibt uns einer, und der soll dran glauben: Jandorf! Ich sage Ihnen, der wird inserieren!

Der Redaktionsakquisiteur (kläglich): Aber ich weiß nichts von Jandorf.

Bruhn: Ignorant! Alle Welt weiß doch, daß Jandorfs Urgroßtante vor der Ehe ein Rind gehabt hat. Daraus mache ich ein Duzend Bombenartikel. Sie freilich...

Der Redaktionsakquisiteur (eingeschüchtert): Ich werde schreiben.

IV.

Jackson (mit zwei Flaschen Champagner eintretend): Habe ich die Ehre, Herrn Bruhn...?

Bruhn: Ich bin Bruhn. (Zum Redaktionsakquisiteur, der fortgehen will): Hierbleiben! Ich brauche einen Zeugen.

Jackson: Mein lieber Herr Bruhn, ich muß Ihnen sagen, ich bin ein frommer Jude, Sie sind ein Antisemit. Es ist mir widerwärtig, zu Ihnen zu kommen, aber mein Freund Jandorf legt großen Wert darauf, bei Ihnen zu inserieren.

Bruhn (streng): Ich bin grundsätzlich gegen die jüdischen Warenhäuser, wie Sie wissen, aber wenn Jandorf die doppelte Lage zahlt — Israel zahlt die fünffache —, so werde ich den Auftrag annehmen. Wohl verstanden, Inserate tangieren meine Weltanschauung nicht. Ich werde meinen Kampf gegen die Pest der Warenhäuser fortsetzen. Aber warum sind Sie eigentlich zu mir gekommen?

Jackson: Wegen der Provision. Geschäft ist —

Bruhn: — Geschäft! Ich verstehe. Nur wegen der Provision. Das ist Ihr Glück. Denn, wenn Sie etwa daran gedacht hätten, daß ich wegen der lumpigen Inserate meine Kritik an Jandorf einstellen oder auch nur abschwächen werde, so würde Sie mit Ihren trummern Weinen und Plattfüßen die Treppe schneller runtergekommen sein als rauf.

Jackson: Ich hab's nicht anders erwartet, Herr Bruhn. Ich bin ein frommer Jude, Sie sind ein Antisemit; es ist mir schwer geworden, zu Ihnen zu kommen, aber Geschäft —

Bruhn: — ist Geschäft.

Jackson: Und darauf trinken wir eins. (Sie leeren die beiden Flaschen Champagner.)

Bruhn (heiter und großmütig zum Redaktionsakquisiteur): Sie sollen auch ein Glas kriegen. Prüfen Sie sich aber die Situation

ein, Sie sind mein Zeuge. (Ballend): Die verfluchten Warenhäuser werden wir in Stücke hauen, aber Geschäft ist —

Jackson: — Geschäft. Ich bin ein frommer Jude, Herr Bruhn, aber es war mir ein Vergnügen. Adieu. (Im Weggehen): Herr Bruhn, wie sind eigentlich die Usancen in der Presse? Nimmt man auf Großinzerenten Rücksicht?

Bruhn (feierlich): In der anständigen Presse — selbstredend!

V.

Bruhn (teutonisch grübelnd): Wir müssen endlich dem Krebschaden der Warenhäuser zu Leibe gehen. Aber wie? Der Prozeß wegen des Sandorf war ja sehr nett, aber auf die Dauer ermüdend. Und gefährlich. Wenn man so drei Wochen lang seine Harmlosigkeit beweist, so glauben's einem die Leute am Ende. Man fürchtet die „Wahrheit“ nicht mehr, und was dann? Es wäre mein Ruin, wenn mir noch einmal gerichtlich meine Unschuld attestiert würde. Ein Grund mehr, um den Kampf gegen die Warenhäuser mit frischen Kräften aufzunehmen. Aber wen können wir noch angreifen? Die einen wollen wir nicht angreifen, weil sie die Angriffe vollständig ignorieren, und wir ihnen, ohne Gegenleistung, nur nützen. Die anderen dürfen wir nicht angreifen, weil jeder Angriff — laut gerichtlichem Vertrag — 1000 M. kostet. Den Rest können wir nicht angreifen, weil wir ihnen als Großinzerenten Rücksicht schulden. Aber selbst, wenn wir die Rücksicht nicht üben, ginge es nicht; dann würden sie uns die Inserate entziehen. Und dann haben wir erst recht keine Möglichkeit, sie zu vermöbeln. Denn jeder würde sagen: Aha, Erpressung. Er will die entzogenen Inserate wieder fischen. Es gibt mithin in Berlin schlechterdings kein Warenhaus, das wir noch zum Gegenstand unserer Kritik machen könnten. Alles, was wir über sie bringen, besteht nur noch in Inseraten und (schämungelnd) sechsach bezahlten Reklamen. Wir besen die nationalen Kunden ja geradezu in die Warenhäuser, anstatt auf sie. Dabei geht der Mittelstand kaputt. (Schweremütig): Mein väterländisches Herz blutet. Dieses freche Judenpaar! Es zwingt mich förmlich, seine Inserate zu nehmen, es zu loben, oder zu schweigen. Aber etwas muß geschehen! . . .

Der Redaktionsakquisiteur: Meister! Bringen wir doch einen allgemeinen theoretischen Artikel über Schäden der Warenhäuser und den Nutzen des soliden Mittelstandes. Ganz ohne persönliche Angriffe, dafür um so wirksamer.

Bruhn (verächtlich): Den Quatsch liest kein national gesinnter Mann, auch keine deutsche Frau. Damit kommen wir nicht weiter.

Der Redaktionsakquisiteur: Nun, vielleicht könnten wir ein kleines Warenhäuschen veranlassen, daß es uns gegen Gratisinzerate erlaubt, es ständig — möglichst blödsinnig — anzugreifen. Dann hätten wir doch einmal zugleich Inserate und Angriffe. Ein tadelloses Alibi!

Bruhn (schreiend): Mensch, Gratisinzerate! Ist das ein Geschäft? Dabei geht der Mittelstand zugrunde, der mir am meisten ans Herz gewachsen ist, der meinige . . . Nein, so geht es nicht. (Sorgenvoll): Wie retten wir den deutschen Mittelstand vor den fremden Schmarozern? (Angestrengt grübelnd, dann in plötzlicher Erleuchtung): „Ich hab's! . . . Wir müssen den Mittelstand eben zum wehrhaftesten Kampf gegen die Konkurrenz der Warenhäuser fähig machen, indem wir ihn stärken. Wir müssen (mit glänzenden Augen und schäumenden Lippen) den Mittelstand zum — Inzerieren erziehen, zum Inzerieren bei uns!

Der Redaktionsakquisiteur: Die Filze inserieren aber nicht.

Bruhn (ungebuldig): Ich sagte ja schon: wir müssen sie dazu erziehen.

Der Redaktionsakquisiteur: Leicht gesagt, aber . . .

Bruhn: Schweigen Sie, Dummkopf . . . Erzählten Sie mir nicht neulich, daß Ihr kleiner Strumpfwarenlieferant mit seinem Dienstmädchen ein Kind gemacht hat?

Der Redaktionsakquisiteur: Sehr richtig, obwohl er verheiratet, Vater von sieben Kindern und Mitglied des Männerbundes für leibbare Sittlichkeit ist . . . Das Mädchen war noch nicht einmal 16 Jahre. Und schwachsinzig.

Bruhn: Herrlich, schreiben Sie sofort einen Leitartikel über den Skandal. Vergessen Sie ja nicht, zu erwähnen, daß der Mann mit Strümpfen handelt.

Der Redaktionsakquisiteur: Aber —

Bruhn: Mariä an die Arbeit. Morgen erscheint der Artikel, übermorgen der Mann, und gibt ein Inserat auf. Sie nehmen es an, aber vergessen Sie dabei nicht zu bemerken, daß durch das Inserat natürlich unsere Meinung über seinen Fall nicht geändert wird.

Der Redaktionsakquisiteur (murmelt): Das vergesse ich nicht, das weiß ich auswendig. (Geht ab.)

Bruhn (nachrufend): Und sehen Sie mal nach, ob man von dem Mann, bei dem Sie Käse kaufen, nicht was weiß . . . (Zinnig): Das ist gewiß auch so ein Mittelfändler, dem geholfen werden kann. Kosr.

1859. Es wurde die Grundlage für die moderne Naturforschung. Vom ersten Tage an aber ist die darin vorgetragene Lehre aufs heftigste bekämpft worden. Auf der Naturforscherversammlung zu Oxford im Jahre 1860 veranstalteten die Gegner einen wahren Sturmangriff gegen Darwin, der nicht selbst anwesend war, und gegen dessen Freund, den ausgezeichneten Zoologen Thomas Huxley, der die Lehre Darwins verteidigte. Wie vor 50 Jahren, so gibt es noch heute Gegner der Entwidlungstheorie, die behaupten, der Darwinismus untergrabe die Basis unseres Staatslebens und führe uns „auf ein schwanzendes Meer, welches die Menschheit schließlich an der Klippe des Unsinnes scheitern läßt“. Darwin selbst hatte den letzten Schluß über die Abstammung des Menschen von einem Stamme, der den Affen verwandt ist, aus seiner Lehre erst dann gezogen, oder doch erst dann ausgesprochen, nachdem die Affenabstammung des Menschen bereits von seinen Freunden proklamiert war. In dem oben erwähnten großen Werke hatte er absichtlich die Darstellung seiner Auffassung über diesen heiklen Punkt vermieden. Er war ein unerbittlich scharfer Denker, und in keiner Periode seines Lebens ist ihm verborgen geblieben, daß das Studium der Natur, so wie er es betrieb, ihn langsam, aber sicher von der naiven Strenggläubigkeit und kindlichen Frömmigkeit seiner Jugend entfernte. Schon mehrere Jahre vor dem Erscheinen seines ersten Buches über die Entstehung der Arten war die Schöpfungshypothese für ihn keine wissenschaftliche Erklärung, sondern „nur eine ehrerbietige Form für den Satz, daß es so ist, wie es ist“, und im Jahre vor dem Erscheinen des Buches schrieb er an Wallace: „Sie fragen, ob ich den Menschen mit in die Erdörterung ziehe. Ich denke, dies ganze Kapitel zu vermeiden, da es so sehr von Vorurteilen umgeben ist; obgleich ich völlig zugesteh, daß es das höchste und interessanteste Problem für den Naturforscher ist.“

Der Gedanke nun, daß der menschliche Stammbaum verwandt sei mit dem Stammbaume unserer heutigen Menschenaffen, ist seit der Zeit, da ihn bedeutende Vertreter des Darwinismus, wie Ernst Haeckel und andere, mit aller Bestimmtheit ausgesprochen, oft wiederholt worden. Ernst Haeckel hat auch versucht, den Stammbaum für den Menschen aufzustellen. Allmählich ist Haeckels Ansicht in den Kreisen der Naturforscher herrschend geworden, und noch in einer seiner letzten Arbeiten aus dem Jahre 1908, „Unsere Ahnenreihe“, hat dieser Naturforscher einen solchen Stammbaum angegeben, der die verschiedenen, heute lebenden Menschenrassen durch sieben Vorfahrensgeschlechter hinaufgeführt bis zu der „gemeinsamen Stammform aller Primaten“, d. h. der Menschen und Affen. Von den ersten fünf Gliedern dieser Ahnenreihe ist bis jetzt aber nur ein Glied, die Pachymyren, die Stammväter der heutigen Halbaffen, fossil bekannt geworden. Auch die sechste und siebente Stufe, der pliozäne Pithecanthropus erectus und der diluviale Homo primigenius, sind nach den neuesten Ergebnissen der Wissenschaft in dieser Reihenfolge nicht mehr mit Sicherheit aufrecht zu erhalten.

Anders als Haeckel denkt sich der Strahburger Anatom Schwabbe die Abstammung des Menschen. Nach ihm soll sich der Mensch aus den Halbaffen zum Homo recens, dem modernen Menschen, entwickelt haben. Als Zwischenglied gilt ihm ein Menschenaffe, dessen Unterkiefer man in dem Miozän Frankreichs wiederholt gefunden hat. Ihm folgen die beiden genannten Pithecanthropus erectus und Homo primigenius als Vorläufer der modernen Menschen. Der Pithecanthropus erectus spielt also in den beiden Stammbäumen Haeckels und Schwabbes eine wichtige Rolle. Nun fand der holländische Militärarzt Eugen Dubois auf Java in den Jahren 1889—1893 ein fossiles Schädelskück, einen Wadenzahn und einen Oberschenkel, die er für Ueberreste des so lange gesuchten Uebergangsgliedes zwischen Mensch und Affe hielt. Er gab diesem Wesen eben jenen Namen Pithecanthropus erectus, d. h. aufrecht stehender Menschenaffe, und man glaubte damals, diese Reste würden die wichtigsten Beweise für die Affenabstammung des Menschen sein.

Dazu kam ein zweiter Beweis. Lange wußte man schon, daß sich Blut von artverwandten Tieren wie Gift zueinander verhält. Die roten Blutkörper der einen Tierart werden von denen der anderen Art aufgelöst und das Tier, bei dem die Mischung vorgenommen wurde, geht zugrunde. Sind die Tiere aber sehr nahe verwandt, so lösen sich die Blutkörper nicht auf, sondern die beiden Blutarten mischen sich und das Tier lebt weiter. Das Blutserum des Menschen löst beispielsweise die roten Blutkörper von Orang und Schimpanse nicht. Also ist der Mensch mit diesen Affen blutverwandt. Endlich noch hatte Schwabbe den Nachweis dafür geliefert, daß im mittleren Diluvium Europas eine affenähnliche Menschenrasse gelebt hatte. Im Jahre 1866 wurden nämlich beim Bahnbau in einer Höhle im Neandertal zwischen Düsseldorf und Elberfeld Knochenreste gefunden, die man einem Menschen der Vorzeit zuschrieb. Schwabbe nannte diesen Homo primigenius oder Neandertalmensch. 1904 wurden Ueberreste derselben Menschenrasse in der Nähe des böhmisches Ortes Spy in einer Höhle aufgefunden. Seitdem zweifelte niemand mehr an der Existenz einer Neandertal-Spy-Menschenrasse. So schien denn die Beweiskette geschlossen und die Affenabstammung des Menschen unabweislich richtig zu sein: Im Pliozän ein Affe mit menschlichen Eigenschaften, im mittleren Diluvium ein Mensch mit Affenähnlichkeit, und dazu die Blutreaktion unter den lebenden Menschen und Menschenaffen!

Stammt der Mensch vom Affen ab?

Von Professor Otto Hesse.

Charles Darwins berühmtes Buch „Ueber die Entwicklung der Arten durch natürliche Auswähl erschien im Jahre

Und dennoch gab es immer Zoologen, die an dem Stammbaume zweifelten. Insbesondere waren der Breslauer Zoologe Klaatsch u. a. der Meinung, daß der Stammbaum des Menschen gar nicht auf die Anthropoidenaffen, sondern auf viel tiefere Tierzustände zurückführte. Eine Reihe von Merkmalen am Menschen, wie z. B. die Hand und das Gehör sind viel primitiver, als bei irgendeinem Affen. Diese können deshalb nach der Ansicht dieser Gelehrten nur auf direktem Wege von einem Vorfahren vererbt worden sein, der während der ältesten Stufe der Tertiärformation, dem Eozän, gelebt hatte. Klaatsch stützt seine Beweisführung auf ein Gezeck, das in der Paläontologie (Wissenschaft von den Pflanzen und Tieren der Vorwelt) gilt. Nach diesem Gezeck kann ein Organ keine rückwärtige Entwicklung machen, wenn es schon einmal in einseitiger Richtung besonders hoch ausgebildet war. So stammt beispielsweise unter heutiges Pferd von einem Sohlengänger ab, der in der ältesten Tertiärzeit lebte und einen Fuß mit fünf Fingern hatte. Aus dem fünffingrigen Fuße dieses Pferdchens entwickelte sich die einfüßrige Hand des Pferdes. Aus dieser Hand kann nach dem erwähnten Gezeck aber niemals wieder jener fünffingrige primitivere Fuß entstehen. Ebenfalls konnte aus der so hoch spezialisierten Affenhand jemals die viel primitivere Menschenhand durch Rückbildung hervorgehen. Und nun kamen in den letzten drei Jahren die Beweise gegen den alten Stammbaum Schlag auf Schlag; Entdeckungen folgten sich, welche diesen Stammbaum des Menschen erschütterten mußten. Da wollten manche Gelehrten den Javamenischen des Dr. Dubois nicht als beweiskräftig anerkennen. Man rüstete deshalb eine Expedition aus und beauftragte sie, am Fundorte Dubois' auf Java nach weiteren Resten zu forschen und vor allem das Alter der Erdschichten aufs genaueste zu bestimmen. Dabei stellte sich nun heraus, daß sich Dubois sehr geirrt hatte, als er glaubte, es seien Tertiärschichten gewesen, in denen seine Funde gelagert hatten. Das waren in Wirklichkeit Schichten aus viel jüngeren Erdperioden, aus einer Zeit, aus der in Europa bereits Menschen bekannt waren. Damit aber hatte der Javamenische Dubois' seine Bedeutung als Glied in dem Stammbaume des Menschen völlig verloren; denn wenn zu der Zeit, in der er gelebt hatte, bereits Menschen existierten, so konnte er selbstverständlich nicht mehr zu den Ahnengeschlechtern dieses Menschen gezählt werden. Damit aber noch nicht genug. Fast um dieselbe Zeit, in der die Javapexpedition ihre Entdeckung gemacht hatte, stieß man in Europa auf einen menschlichen Rest, der noch viel älter war, als der Java-Affenmensch.

Der Heidelberger Gelehrte Schoetensack fand 1907 in einer Sandgrube bei dem Orte Mauer, 10 Kilometer unweit Heidelberg einen menschlichen Unterkiefer auf. Dieser menschliche Ueberrest ist zweifellos das älteste Stück, das man bis heute vom Menschen überhaupt besitzt, denn der Sand seines Fundortes gehört nach den Säugetierfunden, die man dort machte, zum Tertiär. Das Wesen, dem der Unterkiefer einst gehört hatte, ist also weit älter als der Javamenische, der Pithecanthropus, und diesem höheren Alter entspricht denn auch sein primitiver Zustand. An der Stelle, wo die Unterkieferäste miteinander verwachsen sind, gleicht er dem Unterkiefer des Gorilla; nach einer anderen Stelle könnte er einem Gibbon angehört haben. Der Unterkiefer allein würde also noch kein Beweis für seine Herkunft vom Menschen sein. Diese Zweifel wurden aber durch die sämtlichen noch vorhandenen Zähne gelöst. Die Zähne nun sind „der absolut sichere Beweis dafür, daß wir es mit einem menschlichen Teile zu tun haben. Die vollständig erhaltenen Zähne tragen den Stempel „Mensch“ zur Evidenz. Die Eckzähne zeigen keine Spur einer stärkeren Ausprägung den anderen Zahngruppen gegenüber; diesen ist insgesamt die gemäßigteste und harmonischste Ausbildung eigen, wie sie die rezente Menschheit besitzt“, sagt Schoetensack in seiner Beschreibung des berühmten Fundes. Das Wesen, von dem jener Unterkiefer stammen mußte, zeigte aber auch wesentliche Unterschiede gegenüber dem bereits genannten Neandertalmenschen. Er erhielt deshalb den neuen Namen: Homo heidelbergensis. Wendet man nun auf diesen Unterkiefer mit seinen Zähnen das oben erwähnte Gezeck der Paläontologie an, so folgt daraus, daß der Träger seine Zähne nur unmittelbar von einem primitiven Vorfahren ererbt, daher niemals das bereits höher spezialisierte Affenstadium durchgemacht haben kann. Dagegen ergibt sich weiter, daß man einen uralten gemeinsamen Urzustand annehmen muß, aus dem sich Menschen und Affen gemeinsam entwickelt haben. Diesem Urzustande aber stehen die Menschen körperlich noch viel näher als die Affen.

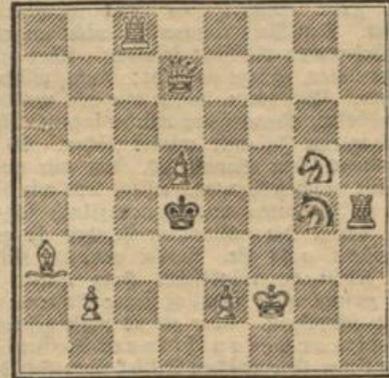
Frühere Forscher hatten sich einen Uraffen gedacht, von dem Menschen und Affen gemeinsam abstammen sollten. Seit dem Funde von Heidelberg könnte man an seine Stelle eher einen Urmenschen setzen, der als Urahne für Menschen und Affen gelten kann. Gegen eine solche Annahme spricht auch der aufrechte Gang des Menschen nicht. Das Aufrichten des Körpers ist eine Eigenschaft, der man im Tierreiche oft begegnet und die vielerlei Ursachen haben kann. Auch die langen Beine und die kurzen Arme des Menschen im Gegensatz zu dem umgekehrten Verhältnisse bei den Menschenaffen sprechen nicht dagegen, wie die Anthropologie nachweist. Haben doch auch viele Halbaffen, an die man das Menschen- und das Affengeschlecht gemeinsam anknüpft, diese langen Beine und kurzen Arme.

Wenn nun jemand aus den neuen Forschungsergebnissen den Schluß ziehen wollte, der Mensch sei überhaupt nicht mit den Tieren verwandt, so wäre dieser Schluß ganz verfehlt. Dazu haben Mensch

und Tier doch zu viele gemeinsame Merkmale. Das hat Huxley schon im Jahre 1863 in seinem Werke „Die Stellung des Menschen in der Natur“ bewiesen, und der Freiburger Anatom Biersheim hat neuerdings erst wieder alle die vielen gemeinsamen Punkte beim Menschen und Affen zusammengestellt, um zu zeigen, wie „der Bau des Menschen als Zeugnis für seine Verwandtschaft“ dient. Die oben erwähnte Serumuntersuchung zeigt auch zu deutlich, daß zwischen Mensch und Menschenaffe eine unmittelbare Blutverwandtschaft vorhanden ist. Zwischen den niederen Affen und dem Menschen besteht diese Verwandtschaft aber nicht. Diese Affen haben sich also schon viel früher von dem gemeinsamen Stamme losgelöst, als die Menschenaffen, deren Vorfahren von ganz menschenähnlichen Zuständen abgeleitet werden müssen.“ Das Ergebnis der neuesten Forschung heißt also: Der Mensch stammt nicht vom Affen ab, er ist ihm aber nahe verwandt.

Schach.

Unter Leitung von S. Matin.
Capriccio von S. Pollmächer.



Weiß zieht und setzt in einem (1) Zuge Matt.

Lösung. (30. Oktober, Stepanow. Weiß: Kd6; Te7; BB d5, e6. Schwarz: Kd8; Te2; Sa6; BB b7, d2. Weiß zieht. Remis.)
1. Td7f, K e8; 2. Td8f, K x d8; 3. e7f, K e8; 4. e8f d, T x e8; 5. Weiß ist Patt.

Schachnachrichten. Am 15. November, abends, findet im Lokal der Abteilung „Nord-West“ (Putzstr. 10) des V. A. S. C. die Generalversammlung der Märkischen Arbeiter-Schachvereinerung statt. Am 16. November, nachmittags 3 Uhr (Buhstag), Maskenwettbewerb und Blindspiel in Kellers Festsaal, Koppenstr. 20.

In dem Berliner Wettkampf zwischen Lasker und Janowski wurden bisher zwei Partien gespielt. Lasker gewann eine, die zweite blieb unentschieden. Es ist das dritte Zusammentreffen zwischen den beiden Meistern. Als Sieger soll gelten, wer zuerst acht Partien gewinnt; Remisen zählen nicht.

In vielen Schachzeitungen wird in letzter Zeit der Fall des Nürnberger Schachklubs „Noris“ besprochen, dessen Turnierveranstaltungen vom Nürnberger Magistrat mit einer Lustbarkeitssteuer von 2 M. pro Abend belegt worden sind. Klubschachturniere dehnen sich meistens auf die ganze Saison aus, in der jeden Abend Turnierpartien vorkommen können, weil die Teilnehmer gewöhnlich berechtigt sind, jederzeit die Partien auszusuchen. Die meisten Schachvereine könnten aber nicht bestehen, wenn jeder Vereinsabend steuerpflichtig wäre.

Die „Lustbarkeitssteuer“, so verwerflich sie an sich schon ist, wirkt in diesem Falle doppelt ungerecht und schädlich. Vielleicht helfen die betroffenen Vereine sich, indem sie die Turniere als Privatveranstaltungen ihrer Klubs behandeln, die steuerfrei sind.

Eröffnung Caro-Kann. Vorsichtiger 8.... c5 nebst Damentausch.
6. Matzpartie vom 9. Oktober 1910 im Wiener Schachklub.

9. Spielmann. S. Tartalower.
1. e2-e4 c7-c6
2. d2-d4

Erklärer: 2. e4, d5; 3. e x d5, e x d5; 4. c x d5, D x d5 (4... Sf6?); 5. Lb5f, Ld7; 6. Lc4 zc.; 5. Sc3, Da5; 6. Lc4 nebst event. Db3 zc. Ober 2. e4, e6; 3. d4, d5; 4. Sc3 zc. Weiß steht besser.

2. d7-d5
3. Sh1-c3 d5 x e4
4. Sc3 x e4 Sg8-f6
5. Se4-g3 e7-e5
6. Lc1-e3!

6. d x e5?, D x d1f; 7. K x d1, Sg4 zc.
6. e5 x d4
7. Le3 x d4 Lf8-e7
8. Sg1-f3 0-0

13. Le3 x g7!! Tf8-e8
Oder 13.... K x g7; 14. Sh5f nebst Dh6.
14. Dd2-h6 Sd5-f6
15. Sf3-g5 Le6-f5
16. Sg8-f5 Aufgegeben.
Eine von Spielmann schnellig gespielte Partie, die ihm den Gewinn des Matches einbrachte.